

wild bär heule Architekten

WOHNUNGSBAU WIDER DEN MAINSTREAM

Frau Bär, Herr Heule, Herr Wild, Sie haben sich seit der Gründung Ihres Büros auf den Bereich Wohnungsbau fokussiert. Was heißt für Sie „Wohnen“? Welche Maximen, welche Herausforderungen sind damit verbunden?

Sabine Bär: Zunächst müssen Wohnräume Schutz, Privatheit und Erholung bieten, müssen Rückzugsorte sein. Wohnen beinhaltet aber auch den Aspekt des Gemeinschaftlichen, der Nachbarschaften. Im Idealfall wird dieses Gemeinschaftliche durch gemeinsam genutzte Innen- und Außenbereiche hergestellt sowie durch die Setzung der Baukörper im Siedlungsbau, aber auch in einer Einfamilienhaussiedlung.

Ivar Heule: Wohnen heißt, nicht allein Behausungen für einzelne Individuen, sondern Orte zu schaffen. Dabei ist die Bauaufgabe allein schon ob ihrer Vielschichtigkeit spannend, gilt es doch, die unterschiedlichsten Interessen der künftigen Bewohner zusammenzubringen. Eine zweite Herausforderung bildet die Integration zusätzlichen Wohnraums in bereits bestehende Siedlungsräume, also die Vermeidung einer weiteren Zersiedlung unserer Landschaften. Die dritte Aufgabe ist die Schaffung günstigen Wohnraums. In den Städten wird es wegen der zunehmenden Dichte schwieriger, günstig zu bauen, auf der grünen Wiese erfordert der Wohnungsbau zusätzliche Investitionen in die Infrastruktur.

Thomas Wild: Mit dem heutigen Wohnungsbau sind in erster Linie zwei Herausforderungen verbunden: Einerseits werden unsere Wohngebäude zunehmend technisiert, werden technische Gadgets inzwischen

überbewertet und es wird dafür auf Qualitäten im Detail und solche haptischer Natur verzichtet. Andererseits wird die identitätsstiftende Bedeutung der die Menschen umgebenden Räume und Gebäude unterschätzt. Wir wollen Wohnräume schaffen, die über Ausdruckskraft verfügen und unverwechselbar sind, die ortsspezifische Charakteristika bieten. Von Investoren hören wir, dass wir für den sogenannten Mainstream bauen müssen. Wir stellen dagegen fest, dass Wohnungen, welche dessen Parameter außer Acht lassen, genauso gut vermietbar sind. Wenn zu 100 Prozent für den Mainstream gebaut wird, aber nur zwei Drittel der Wohnungssuchenden diesem angeblichen Mainstream entsprechen, ist ein Drittel von ihnen heimatlos. Man muss also auch gegen ihn bauen.

Was genau meinen Sie mit Mainstream?

Thomas Wild: Mit Mainstream meinen wir die mannigfaltigen, von vielen Investoren definierten Parameter für den Wohnungsbau. Dazu gehören standardisierte Grundrisse, wie die Fenster und Verdunkelungsmöglichkeiten der Räume auszusehen, über welche Größe die Bäder zu verfügen haben, wie die Raumbildung, der Raumfluss, die Bewegungsräume innerhalb der Wohnungen zu definieren sind. Ich denke, dass wir uns von diesen Korsetts nicht fesseln lassen dürfen, dass kleinere Wohnungen auch ohne Verkehrsbereich oder Diele auskommen können – dass es noch viel Raum für von diesen Vorgaben abweichende Ideen und für alternative Materialisierungen gibt. Die Nutzer der Wohnungen sind viel weniger auf diese Standards fixiert

als die Investoren.

Sabine Bär: Diese Vorgaben für den Wohnungsbau finden wir häufig bei Wettbewerbsverfahren vor. Für uns gilt es dann, uns von diesem Konventionellen zu befreien und auf neue Wege und Lösungsmöglichkeiten hinzuweisen. Denn es ist keineswegs so, dass die Nutzer der Wohnungen so sehr von diesen vorgegebenen konventionellen Lösungen angezogen sind. Höhere Räume werden sehr wohl gewünscht. Und es ist auch eine Bereitschaft der Nutzer festzustellen, die damit verbundenen höheren Kosten mitzutragen. Die Schlafbereiche müssen nicht immer abgetrennt, Wände müssen nicht immer fertig verputzt, sondern können durchaus auch roh belassen werden. Hier gilt es, Überzeugungsarbeit zu leisten.

Ivar Heule: Der Trend geht zum Concierge hin, der tagsüber die Pakete für die Bewohner empfängt. Oder auch dahin, dass die Bewohner ihre Wohnungen putzen lassen können, ihre Hemden zur Reinigung gebracht werden. Solche Entwicklungen werden sich in Zukunft mit Sicherheit noch intensivieren. Was sich aber ganz unabhängig vom Mainstream geändert hat, sind die Selbstverständnisse des Wohnens allgemein. Wir haben heute viel mehr Singles, mehr kinderlose Paare, weniger Kleinfamilien, haben viel größere Durchmischungen als zu früheren Zeiten. Ein Bauherr berichtete kürzlich, dass sich ein Paar mit einem gemeinsamen Kind zwei direkt nebeneinander gelegene kleinere Wohnungen gewünscht hat. Das Kind lebt abwechselnd bei der Mutter oder beim Vater. Anders formuliert: Die Partnerschaft der Eltern ist selbst mit einem gemeinsamen Kind nicht mehr so



Sabine Bär und **Thomas Wild** studierten an der Technischen Hochschule Stuttgart Architektur und gründeten ihr erstes Büro Wild-Bär+Wild 1988 in Zürich. **Ivar Heule** studierte Architektur an der ETH Zürich, war zunächst ab 2002 Mitarbeiter im Team Wild-Bär+Wild und ab 2004 Partner der wild bär architekten ag, Zürich. Seit 2009 firmiert das Büro unter wild bär heule architekten ag.

stark, dass man unbedingt in einer Wohnung zusammen leben möchte. Diese Fragmentierung der einzelnen Wohnnutzungen wird sich in Zukunft weiter verstärken. Die zunehmende Individualisierung der Menschen führt zu einer den einzelnen Lebensphasen besser angepassten, also schneller wechselnden Wohnsituation. Früher baute man ein Haus und lebte ein Leben lang darin. Das ist heute anders.

Sabine Bär: Dafür finden wir heute andere Formen des gemeinschaftlichen Wohnens vor. Denken wir beispielsweise an Wohngemeinschaften im Alter.

Bedeutet dies das Ende des Einfamilienhauses?

Thomas Wild: In der Schweiz hofft man das. Einerseits haben wir hier mehr Einfamilienhäuser denn je, andererseits sehen wir, dass der damit verbundene Landverbrauch mehr und mehr unzumutbar ist. Uns geht der Platz aus.

Sabine Bär: Heute stellen wir bereits eine deutlich erhöhte Nachfrage nach Mehrgenerationenhäusern fest.

Ivar Heule: Einfamilienhäuser wird es immer geben, aber es werden weniger neue gebaut werden. Wir sind heute zu Befürwortern von Clusterwohnungen an ihrer Stelle geworden, deren Größen je nach Bedarf variabel sind.

Ihr Büro hat gerade in der Anfangszeit durchaus viele Einfamilienhäuser geplant.

Sabine Bär: Die Auftragslage brachte es mit sich, dass wir in der ersten Zeit nach Gründung des Büros viele Einfamilienhäuser gebaut haben. Heute zeigt sich diese Erfahrung als Vorteil: Wir entwickelten in dieser Zeit für die verschiedenen Bauherren eine Vielzahl aufwendiger architektonischer und gestalterischer Details. Aufgrund dieser Erfahrungen sind wir heute in der Lage, dieses Repertoire auf den normalen und genossenschaftlichen Wohnungsbau zu übertragen, oftmals also eine größere Reichhaltigkeit in der Gestaltung von Details mit einbringen zu können. Dabei geht es uns nicht darum, möglichst viele Wohnungen möglichst effizient in einer Gebäudehülle unterzubringen und dabei Quadratmeter einzusparen. Bei uns dreht es sich immer auch um die Materialisierung, um das Beson-

1 Thomas Wild, Sabine Bär und Ivar Heule in ihrem Züricher Büro im Gespräch mit betonprisma.

2 Das Mehrfamilienhaus in Uster nahe Zürich mit drei Wohneinheiten ist mit kleinem Budget in Eigenregie entstanden. Für die Fassade wurde ein unterschiedlich geschaltes Ortbeton gewählt, der sich geschossweise abwechselte. Durch eine texturierte Styropormatrize zeichnet sich auf einigen Betonteilen ein vertikales Relief ab. Glatte und strukturierte Betonflächen sind stockwerkweise übereck gegeneinander versetzt; zusammen mit der ebenfalls wechselseitig angeordneten großflächigen Befensterung aus Festverglasungen und Lüftungsflügeln gliedern sie den Baukörper. Die Gebäudehülle bildet damit einen Gegensatz zur **3** Logik der Typologie des Mehrfamilienhauses als additive Stapelung gleichförmiger Grundrisse.



„Wenn zu 100 Prozent für den Mainstream gebaut wird, aber nur zwei Drittel der Wohnungssuchenden diesem angeblichen Trend entsprechen, ist ein Drittel von ihnen heimatlos. Man muss also auch gegen ihn bauen.“

GESPRÄCH

dere des Haptischen. Das ist vielleicht ein Freistellungsmerkmal unseres Büros.

Ivar Heule: Die von uns entworfenen Wohngebäude zeichnen sich dadurch aus, dass sie spezifisch entwickelte Lösungen sind – sowohl im Detail als auch im gesamten Ausdruck des Gebäudes. Wir entwickeln keine Standardlösungen.

Eine Standardlösung ist auch das Wohngebäude Uster nicht. An der Fassade wechseln sich geschossweise und über Eck versetzt glatter und an der Oberfläche strukturierter Beton ab. Welcher Idee des Wohnens folgte die Planung dieses Gebäudes?

Sabine Bär: Dieses Mehrfamilienhaus in Uster nahe Zürich mit drei Wohneinheiten ist in Eigenregie entstanden. Wir waren selbst Bauherren, hatten unser Geld zusammengelegt und wollten erkunden, wie wir ganz eigene Wohnideen verwirklichen können. Es war eine Art Selbstversuch.

Ivar Heule: Wir wollten mit diesem Wohnhaus die Frage beantworten, ob und wie man abseits des Mainstreams bauen kann. Wir denken, dass dieses Wohnhaus Beweis dafür ist, dass es auch anders geht: Dass es nicht die teuer aussehenden Wohnflächen sein müssen, dass es keiner Tag-Nacht-Abgrenzung bedarf, dass man entgegen der Vorgaben von Bauträgern anspruchsvoll und gleichzeitig kostengünstig bauen kann – und dass das Wohnen so dennoch gut funktioniert.

Thomas Wild: Mit der Planung dieses Wohnhauses wollten wir gewisse Vorbehalte von Seiten der Investoren gegenüber Mietern widerlegen: Parkett, Storen aus Stoff oder Holz in den Bädern geht alles nicht, weil die Mieter nicht pfleglich mit den Materialien umgehen. Überhohe Räume gehen nicht, weil eine solche Bauweise zu teuer ist. Ohne Lift geht es nicht, weil niemand Treppen steigen mag. Eine Vierzimmerwohnung ohne Dusche-WC und Bad ist nicht möglich, weil der Markt diesen Standard verlangt. All das stimmt nicht! Die Menschen sind in der Lage, über diese angeblichen „Unstimmigkeiten“ hinwegzusehen. Wir haben festgestellt, dass den Mietern der Wohnungen dieses Hauses ganz andere Dinge wichtig sind: die Stimmigkeit der Materialien, die Nähe zur Ortsmitte, die schöne Umgebung. Einer der Mieter sagte spontan: „Es ist halt schön hier“ und mietete die Wohnung an. Und wir dachten: Das reicht ja! Also ziehen sie gerne ein!

Ivar Heule: Die Ideen des Wohnens sind stets mit einem Spagat verbunden: Einerseits sind da die mit dem privaten Einfamilienhaus verbundenen Wohnräume, andererseits



die normativen Vorgaben der Inverstoren für eine breite Zielgruppe von Mietern, die angeblich qualitativ hochwertigere Materialien einer Mietwohnung zu wenig schätzen, achten und pflegen. Mietwohnungen sind daher in der Regel robuste Massenware von einfacher Qualität. Wir aber haben für unsere Wohnungen Mieter gefunden, welche die Qualitäten des Hauses zu schätzen wissen.

Sabine Bär: Warum mögen so viele Menschen Altbauwohnungen mit knarrenden Böden, hohen Decken und quietschenden, nicht schließenden Fenstern? Weil die Wohnatmosphäre stimmig ist. Darauf kommt es uns an.

Thomas Wild: Wir haben festgestellt, dass man mit kleinerem Budget genauso gut bauen kann wie mit einem größeren. Das hat uns an diesem Gebäude so viel Freude bereitet.

Der Wohnturm in Winterthur ist eine Stahlkonstruktion mit eingehängten Betondecken und einer Betonfassade. Was ist das Besondere an diesem Wohngebäude?

Sabine Bär: Auch dieses Wohnhaus im Winterthurer Stadtquartier Töss war, wie das in Uster, ein Selbstversuch.

Thomas Wild: Das Grundstück ist mit einer Größe von nur 400 Quadratmetern so klein, dass es als nicht bebaubar galt. Das Gebäude ist nur mit den beiden Erkern, die nicht den Boden berühren, von der Grundfläche her groß genug, um ein Wohnen auf diesem begrenzten Raum möglich zu machen.

Ivar Heule: Wir haben auf einem äußerst knapp bemessenen Grundstück einen viergeschossigen Wohnungsbau errichtet. Seine schlanke Statur lässt ihn als Turm erscheinen – ein flexibles Turmhaus für kostengünstige Wohnungen. Die offenen Grundrisse der einzelnen Wohnungen haben eine Fläche von 70 bis 86 Quadratmetern. Die Geschosswohnungen sind einfach und übersichtlich organisiert: Ein Kern mit den Nasszonen und der Küche teilt den Grundriss in unterschiedlich große Zonen, die über Türen zusammengeschaltet oder getrennt werden können. Aufgrund der Begrenzungen durch die Grundstücksgröße war es angebracht – und eine Herausforderung –, die Außenhülle des Gebäudes besonders dünn zu gestalten. Stehende Fensterformate überziehen als Geflecht gleichmäßig das Gebäude und betonen die Senkrechte, während das offene Treppenhaus in Ortbeton einen skulpturalen Rücken bildet. Anstatt mit Balkonen sind die Wohnungen mit großen Schiebefenstern ausgestattet. Auf dem Dach befindet sich ein Garten, der von allen Bewohnern genutzt wird.

1-4 Der vierstöckige Wohnturm in Winterthur ist eine Nachverdichtung im Hinterhof eines Wohnquartiers. Die rohe Sichtbetonkonstruktion verfügt über eine gerasterte geschosshoch verglaste Fassade. **5** Die Wohnüberbauung in St. Gallen zählt mit 69 Wohnungen zu den größeren aktuellen Siedlungsbauten des Büros wild bär heule. Die Wohnräume sind kompakt und effizient organisiert.



Die Wohnüberbauung in St. Gallen zählt mit 69 Wohnungen zu Ihren größeren aktuellen Siedlungsbauten. Wie gelingt der Spagat vom Selbstversuch gegen den Mainstream zum genossenschaftlichen Wohnsiedlungsbau?

Ivar Heule: Die drei länglichen Wohnhäuser wurden auf einer Hügelkuppe so zueinander gestellt, dass im Zentrum ein von den Bauten gefasster und dennoch offener Außenraum begrenzt wird. Durch rhythmisches Auf- und Abschwellen der Baukörper wird deren Länge in kleinmaßstäbliche Einheiten unterteilt. Die schlanken Volumen ermöglichen eine durchgehende Ost- und Westorientierung der Wohnungen und eine wechselseitige Anordnung der Balkone, die mal dem Wohn-, mal dem Esszimmer angegliedert sind. Die Wohnungen selbst sind kompakt und effizient organisiert: So geht nur wenig Platz für Korridore verloren, da sie über den Wohn-Ess-Bereich betreten werden und alle Zimmer direkt an diese zentrale Zone angeschlossen sind.

Thomas Wild: Auch hier ist es gelungen, mit einem knappen Budget und mit spartanischen Mitteln Qualität, Atmosphäre und Wohnlichkeit zu schaffen, zugleich aber auch den hohen Ansprüchen an Nachhaltigkeit und Langlebigkeit nachzukommen. Die Fassade mit Betonsockel ist mit einfachen Eternit-schindeln mit einem textil anmutenden Web-Effekt in den Farben Dunkelbraun und Türkisblau gestaltet, energetische Maßnahmen sind ein Blockheizkraftwerk und eine Photovoltaikanlage auf dem Flachdach.

Wie steht es um den Aspekt der Nachhaltigkeit im Wohnungsbau?

Thomas Wild: Wirklich nachhaltig ist ein Gebäude nur, wenn die Hülle möglichst

lange hält. Das gilt natürlich auch für den Wohnungsbau.

Ivar Heule: Über die physische Langlebigkeit hinaus ist auch die gesellschaftliche Akzeptanz der Gebäude zu nennen. Was hilft es, wenn ein Gebäude nach 30 Jahren ersetzt wird, weil es nicht mehr gefällt? Gute Bauten erfahren eine langfristige gesellschaftliche Akzeptanz und verfügen über eine flexibel nutzbare Grundstruktur. Ich fürchte, dass die heute im Wohnungsbau gängigen Raumhöhen von 2,40 Metern und Gebäudetiefen von mittlerweile 14 bis 20 Metern in zwanzig oder dreißig Jahren nur noch bedingt angenommen werden. Das mit diesen Maßen vermittelte Raumgefühl ist zu erdrückend, die Einbringung von Bodenaufbauten für zusätzliche Leitungen nicht mehr möglich, um diese Häuser langfristig für Entwicklungen zukunftsfähig zu machen, die uns heute noch gar nicht bekannt sind.

Welche Wohnungsbauprojekte würden Sie für die Zukunft ganz besonders reizen?

Sabine Bär: Ein gutes und anspruchsvolles Studentenwohnheim wäre eine interessante Bauaufgabe.

Ivar Heule: Oder innovative gemischte Nutzungen mit Gewerbe und Wohnen.

Thomas Wild: Reizvoll wäre es, zentral und gleichzeitig sehr hoch zu bauen – einmal wirklich ganz dicht zu bauen.

Herzlichen Dank für das Gespräch!